

STACY WILLINGHAM

ro
ro
ro

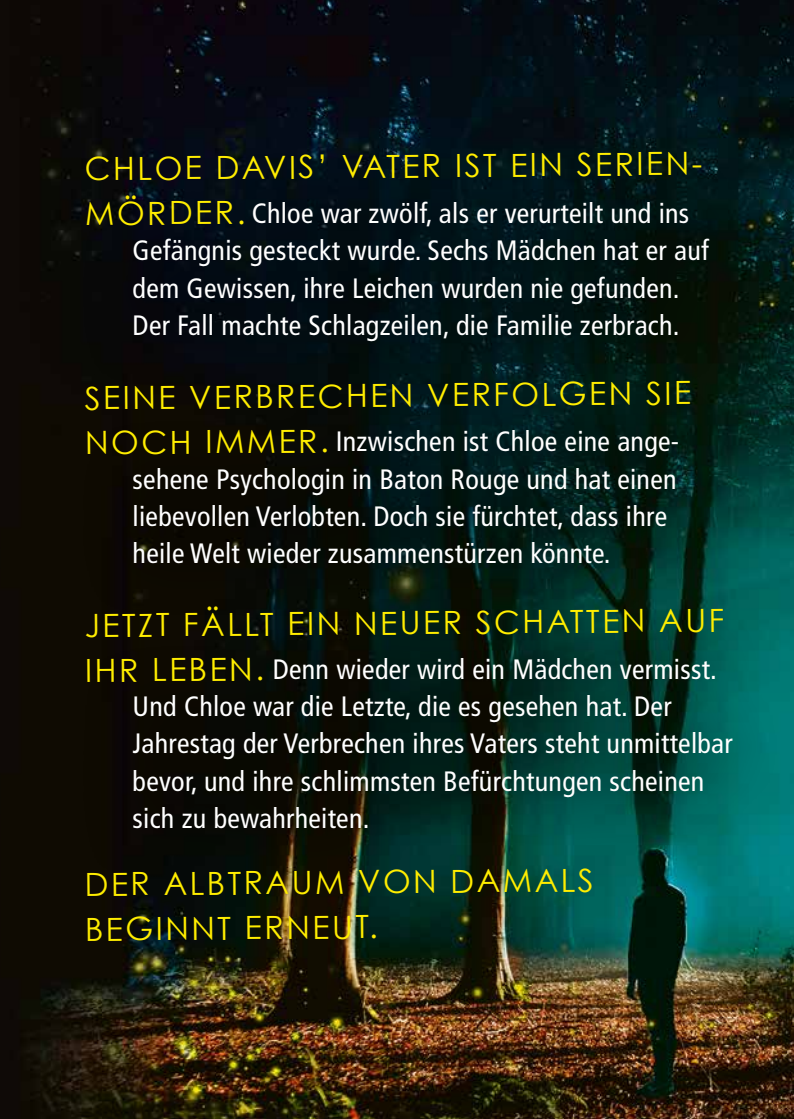
DAS

LESE-
PROBE

SIEBTE
MÄDCHEN

THRILLER

«Ein kluges, atemberaubendes Debüt mit unvorhersehbaren
Wendungen.» **KARIN SLAUGHTER**



CHLOE DAVIS' VATER IST EIN SERIEN-
MÖRDER. Chloe war zwölf, als er verurteilt und ins

Gefängnis gesteckt wurde. Sechs Mädchen hat er auf dem Gewissen, ihre Leichen wurden nie gefunden. Der Fall machte Schlagzeilen, die Familie zerbrach.

SEINE VERBRECHEN VERFOLGEN SIE
NOCH IMMER. Inzwischen ist Chloe eine ange-

sehene Psychologin in Baton Rouge und hat einen liebevollen Verlobten. Doch sie fürchtet, dass ihre heile Welt wieder zusammenstürzen könnte.

JETZT FÄLLT EIN NEUER SCHATTEN AUF
IHR LEBEN. Denn wieder wird ein Mädchen vermisst.

Und Chloe war die Letzte, die es gesehen hat. Der Jahrestag der Verbrechen ihres Vaters steht unmittelbar bevor, und ihre schlimmsten Befürchtungen scheinen sich zu bewahrheiten.

DER ALBTRAUM VON DAMALS
BEGINNT ERNEUT.

PROLOG

Ich dachte, ich wüsste, was Ungeheuer sind.

Als kleines Mädchen stellte ich sie mir als geheimnisvolle Schatten vor, die hinter meinen Kleiderbügeln, unter meinem Bett oder im Wald lauerten. Sie waren etwas, das ich körperlich hinter mir spürte und das immer näher kam, wenn ich im grellen Licht der untergehenden Sonne von der Schule nach Hause ging. Ich hätte dieses Gefühl nicht beschreiben können, aber ich *wusste* einfach irgendwie, dass sie da waren. Mein Körper spürte sie, er spürte die Gefahr, ebenso wie man ein Kribbeln an der Schulter spürt, kurz bevor jemand einen unverhofft dort berührt, oder man erkennt, dass dieses Gefühl, das sich nicht abschütteln ließ, von einem Paar Augen herührte, deren Blick sich einem aus dem dichten Unterholz in den Hinterkopf bohrte.

Doch dann dreht man sich um, und die Augen sind fort.

Ich erinnere mich noch, wie der unebene Boden der Schotterstraße, die zu mir nach Hause führt, meinen schmalen Fesseln zu schaffen machte, wenn meine Schritte immer schneller wurden und ich die wabernden Auspuffgase des davonfahrenden Schulbusses hinter mir

ließ. Der Sonnenschein, der durch die Äste der Bäume strömte, ließ die Schatten im Wald tanzen, und mein eigener Schatten war so groß wie ein Tier, das gleich seine Beute schlagen wird.

Mehrmals atmete ich tief durch. Zählte bis zehn. Schloss die Augen und kniff sie fest zusammen.

Und dann rannte ich los.

Jeden Tag rannte ich über dieses einsame Stück Straße auf mein Elternhaus in der Ferne zu, doch anstatt näher zu rücken, schien es sich immer weiter zu entfernen. Mit meinen Sneakers wirbelte ich Grasbüschel, Steinchen und Staub in die Luft bei meinem Wettlauf gegen ... irgendetwas. Gegen das, was *da drin* war und mich beobachtete. Wartete. Auf mich. Manchmal stolperte ich über meine Schnürsenkel. Aber irgendwann hastete ich endlich die Treppe unseres Hauses hinauf und stürzte mich in die Geborgenheit der ausgestreckten Arme meines Vaters, der mir zuflüsterte: *Ich hab dich, ich bin ja da*, sein warmer Atem an meinem Ohr. Dann verwuschelte er mir das Haar. Meine Lunge brannte, so heftig keuchte ich; mein Herz hämmerte im Brustkasten, und in meinem Kopf bildete sich ein einziges Wort: *Sicherheit*.

Dachte ich jedenfalls.

Das Fürchten zu lernen, sollte eine langsame Entwicklung sein – ein gradueller Prozess vom Nikolaus im örtlichen Einkaufszentrum bis zum Schwarzen Mann unterm Bett; vom für Kinder nicht geeigneten Spielfilm, den die Babysitterin einen sehen lässt, bis zu dem Mann in dem Auto mit den getönten Scheiben, der einen eine Sekunde zu lange anstarrt, während man in der Abenddämmerung auf dem Bürgersteig vorbeigeht, aus dem Augenwinkel beobachtet, wie er einem fast unmerklich hinterherfährt und einem das Herz erst bis zum Hals, dann bis hinter die Augen schlägt. Es ist ein Lernprozess, eine allmähliche Entwicklung von einer wahrgenommenen Bedrohung zur nächsten, und jede neue ist realistischer und gefährlicher als die davor.

Allerdings nicht bei mir. Bei mir war die Angst etwas, das mit einer Wucht über mich hereinbrach, die mein heranwachsender Körper bislang nicht gekannt hatte. Sie war so beklemmend, dass selbst das Atmen schmerzte. Und in dem Augenblick, in dem es geschah, erkannte ich, dass Ungeheuer sich nicht in Wäldern verstecken; sie sind keine Schatten zwischen den Bäumen, kein unsichtbares Etwas, das in dunklen Ecken lauert.

Nein, die wahren Ungeheuer wandeln mitten unter uns.

Ich war zwölf Jahre alt, als diese Schatten allmählich Gestalt annahmen und ein Gesicht bekamen. Sich von einem Gespenst in etwas Konkreteres verwandelten. In etwas Realeres. Und ich allmählich erkannte, dass die Ungeheuer womöglich mitten unter uns lebten.

Insbesondere ein Ungeheuer lernte ich mehr als alle anderen fürchten.

KAPITEL EINS

Mein Hals juckt.

Hoffentlich werde ich nicht krank. Hatte ich in letzter Zeit Kontakt zu Kranken? Jemandem mit Erkältung?

Da kann man sich eigentlich nie sicher sein. Ich bringe den ganzen Tag mit anderen Menschen. Keiner von ihnen sah krank aus, aber eine Erkältung kann ansteckend sein, bevor Symptome auftreten.

Vielleicht ist es ja Heuschnupfen. Die Belastung mit Ambrosiapollen ist erhöht. Sehr sogar. Eine Acht auf der zehnstufigen Allergieskala. Das Rädchen in meiner Wetter-App war vollständig rot.

Ich trinke einen Schluck Wasser und bewege es eine Weile im Mund, ehe ich es hinunterschlucke.

Auch das hilft nicht. Ich räuspere mich.

«Ja?»

Ich hebe den Blick und sehe meine Klientin an. Steif wie ein Brett sitzt sie vor mir, als ob sie auf meinem großen Ledersessel festgeschnallt wäre. Ihre Hände liegen völlig verkrampft im Schoß. Die glänzenden Narben auf der ansonsten makellosen Haut sind nur schwach sichtbar. Mir fällt ein Armband auf, der Versuch, die hässlichste Narbe – gezackt und dunkelviolett – zu ver-

decken. Holzperlen mit einem Silberkreuz als Anhänger, es erinnert an einen Rosenkranz.

Ich wende den Blick wieder ihrem Gesicht zu, ihrer Miene, ihren Augen. Keine Tränen, aber es ist noch früh.

«Tut mir leid», sage ich und sehe auf meine Notizen.
«Lacey. Ich habe einfach nur so einen Juckreiz im Hals. Bitte erzähl weiter.»

«Oh, okay. Na ja, jedenfalls, wie gesagt ... ich werde manchmal einfach so wütend, wissen Sie? Und ich weiß eigentlich nicht, warum, ja? Es ist irgendwie, als würde diese Wut sich einfach immer weiter aufbauen, und dann, ganz plötzlich, muss ich –»

Sie senkt den Blick auf ihre Arme und spreizt die Hände. Überall in den Hautfalten zwischen ihren Fingern hat sie winzige Narben, wie gläserne Haare.

«Es ist befreiend», sagt sie. «Es hilft mir, runterzukommen.»

Ich nicke und versuche, den Juckreiz im Hals zu ignorieren. Er wird stärker. Vielleicht ist es bloß Staub, es ist staubig hier drin. Ich werfe einen kurzen Blick auf die Fensterbank, das Bücherregal, die gerahmten Urkunden an der Wand, allesamt mit einer feinen grauen Schicht bedeckt, die im Sonnenlicht glitzert.

Konzentriere dich, Chloe.

Ich sehe wieder das junge Mädchen an.

«Und was glaubst du, woran das liegt, Lacey?»

«Das habe ich doch gesagt. Ich weiß es nicht.»

«Und wenn du eine Vermutung anstellen müsstest?»

Sie seufzt, blickt zur Seite und starrt auf nichts im Besonderen. Sie weicht meinem Blick aus. Bald werden die Tränen fließen.

«Ich meine, wahrscheinlich hat es was mit Dad zu tun», sagt sie schließlich, und ihre Unterlippe bebt ganz leicht. Sie streicht sich das blonde Haar aus der Stirn. «Damit, dass er weggegangen ist und alles.»

«Wann ist dein Vater fortgegangen?»

«Vor zwei Jahren.» Und wie aufs Stichwort tritt eine einzelne Träne aus ihrem Tränenkanal und gleitet ihre sommersprossige Wange hinab. Zornig wischt sie sie fort. «Er hat sich nicht mal verabschiedet. Er hat uns nicht mal erklärt, warum, verdammt noch mal. Er ist einfach *abgehauen*.»

Ich nicke und mache mir weitere Notizen.

«Könnte man sagen, dass du immer noch ziemlich wütend auf deinen Vater bist, weil er dich verlassen hat?»

Wieder bebt ihre Lippe.

«Und weil er sich nicht verabschiedet hat, konntest du ihm nicht sagen, wie du dich damit fühlst?»

Sie nickt dem Bücherregal in der Ecke zu, meinem Blick weicht sie immer noch aus.

«Ja», sagt sie, «ich denke, das könnte man so sagen.»

«Bist du sonst noch auf jemanden wütend?»

«Auf Mom, schätze ich. Ich weiß eigentlich nicht, wie-so. Ich habe immer gedacht, dass sie ihn vertrieben hat.»

«Okay», sage ich. «Sonst noch jemand?»

Sie zögert und knibbelt mit dem Fingernagel an einer Hautwulst.

«Auf mich selbst», flüstert sie und macht sich nicht mehr die Mühe, die Tränen fortzuwischen. «Weil ich nicht gut genug war, nicht so gut, dass er bleiben wollte.»

«Es ist in Ordnung, wütend zu sein», sage ich. «Wir sind alle wütend. Und jetzt, wo du aussprechen kannst, *warum* du wütend bist, können wir gemeinsam daran arbeiten, wie du besser damit umgehst. Und zwar so, dass es dir nicht wehtut. Klingt das nach einem Plan?»

«Es ist so bescheuert», murmelt sie.

«Was denn?»

«Alles. Er, das hier. Dass ich hier bin.»

«Was ist bescheuert daran, dass du hier bist, Lacey?»

«Ich sollte nicht hier sein *müssen*.»

Jetzt schreit sie. Ich lehne mich unauffällig zurück, verschränke die Hände und lasse sie schreien.

«Ja, ich bin wütend! Na und? Mein Dad hat mich verdammt noch mal verlassen. Er hat mich *verlassen*! Wissen Sie, wie das ist? Wissen Sie, wie das ist, wenn man ein Kind ohne Vater ist? Wenn man in der Schule von allen angestarrt wird? Wenn sie hinter deinem Rücken über dich reden?»

«Ehrlich gesagt, ja. Ich weiß, wie das ist. Das ist kein Spaß.»

Jetzt ist sie still, die Hände in ihrem Schoß zittern. Mit Daumen und Zeigefinger reibt sie über das Kreuz an ihrem Armband. Rauf und runter, rauf und runter.

«Hat Ihr Vater Sie auch verlassen?»

«So ähnlich.»

«Wie alt waren Sie da?»

«Zwölf», sage ich.

Sie nickt. «Ich bin fünfzehn.»

«Mein Bruder war fünfzehn.»

«Dann kapieren Sie's also?»

Diesmal nicke ich und lächle. Vertrauen herzustellen – das ist der schwierigste Teil.

«Ich kapier's.» Ich beuge mich vor und stelle auch räumlich Nähe her. Jetzt wendet sie sich mir zu, sieht mich mit tränennassen Augen durchdringend, ja flehend an. «Und wie ich es kapiere.»

KAPITEL ZWEI

Meine Branche lebt von Klischees – das weiß ich. Aber es gibt einen Grund für diese Klischees.

Sie entsprechen der Wahrheit.

Wenn eine Fünfzehnjährige sich mit der Rasierklinge schneidet, dann hat das wahrscheinlich etwas mit einem Gefühl von Unzulänglichkeit zu tun, mit dem Bedürfnis, körperliche Schmerzen zu spüren, um den seelischen Schmerz zu überdecken. Wenn ein Achtzehnjähriger Schwierigkeiten mit der Aggressionsbewältigung hat, dann hat das garantiert etwas mit einem ungelösten Elternkonflikt zu tun, mit Verlassenheitsgefühlen, mit dem Bedürfnis, sich zu beweisen, stark zu wirken, obwohl er innerlich zerbricht. Wenn eine Zwanzigjährige im ersten Studienjahr sich betrinkt, mit jedem Typen schläft, der ihr einen Wodka Tonic für zwei Dollar ausgibt, und sich dann am nächsten Morgen die Augen ausweint, dann riecht das nach geringem Selbstbewusstsein und einem gesteigerten Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, weil sie zu Hause darum kämpfen musste. Ein innerer Konflikt zwischen der Person, die sie ist, und der Person, die zu sein andere ihrer Meinung nach von ihr erwarten.

Vaterprobleme. Einzelkindsyndrom. Scheidungsfolgen.

Das sind Klischees, aber sie entsprechen der Wahrheit. Und ich darf das sagen, denn ich bin selbst ein Klischee.

Ich sehe auf meine Smartwatch, auf deren Display die Dauer der Aufnahme der heutigen Sitzung blinkt: 1:01:52. Ich sende die Aufnahme an mein Smartphone und beobachte, wie der kleine Timer sich von Grau zu Grün verfärbt, während die Datei hinüber zu meinem Telefon saust und simultan mit meinem Laptop synchronisiert wird. *Technologie*. Als ich ein junges Mädchen war, nahmen die Ärzte meine Akte zur Hand und blättern sie Seite für Seite durch, während ich in einem der typischen abgewetzten Ledersessel saß und die Aktenschränke mit den gesammelten Problemen anderer Leute betrachtete. Problemen von Leuten wie mir. Da fühlte ich mich irgendwie gleich weniger allein. Normaler. Diese Aktenschränke aus Metall mit ihren vier Schubladen verkörperten für mich die Möglichkeit, dass ich eines Tages irgendwie meinen Schmerz würde ausdrücken – darüber sprechen, ihn herausschreien, darüber weinen – können, und wenn meine sechzig Minuten dann herum waren, konnten wir die Akte einfach zuklappen und zurück in die Schublade stecken, diese abschließen und den Inhalt bis zum nächsten Mal vergessen.

So, Feierabend.

Ich sehe zum Fenster. Die untergehende Sonne taucht meine Mahagonimöbel in ein Orange, das dem Bodensatz in meinem Glas ähnelt. Ich sehe auf die Uhr – halb acht –, da erwacht das Telefon zum Leben, und ich fahre zusammen. Irritiert starre ich es an – die Praxis ist jetzt geschlossen, zudem ist heute Freitag. Ich lasse es ein weiteres Mal klingeln, dann nehme ich ab.

«Dr. Davis», melde ich mich.

«Chloe Davis?»

«Dr. Chloe Davis», korrigiere ich. «Ja, am Apparat. Wie kann ich Ihnen helfen?»

«O Mann, ist nicht leicht, Sie zu fassen zu kriegen.»

Die Stimme gehört einem Mann. Er lacht, aber es klingt irgendwie verärgert.

«Verzeihung, aber sind Sie ein Klient von mir?»

«Nein, aber ich habe den ganzen Tag versucht, Sie zu erreichen. Den *ganzen* Tag. Ihre Empfangsdame hat sich geweigert, mich durchzustellen, deshalb dachte ich, ich probiere es mal außerhalb der Praxiszeiten und lande dann vielleicht direkt bei Ihrer Voicemail. Damit, dass Sie abnehmen, habe ich nicht gerechnet.»

Ich runzle die Stirn.

«Nun, dies ist meine Praxis. Ich nehme hier keine Privatanrufe entgegen. Melissa stellt nur meine Klienten

durch –» Ich breche ab. Warum erkläre ich eigentlich einem Fremden mich selbst und die Abläufe in meiner Praxis? «Dürfte ich fragen, warum Sie anrufen? Wer sind Sie?», erkundige ich mich in scharfem Ton.

«Mein Name ist Aaron Jansen. Ich bin Reporter bei der *New York Times*.»

Mir stockt der Atem. Ich huste, es klingt allerdings eher wie ein Würgen.

«Alles in Ordnung bei Ihnen?», fragt er.

«Ja. Ich erhole mich gerade von irgendeiner Halsgeschichte. Tut mir leid – *New York Times*?»

Sobald die Frage heraus ist, könnte ich mich in den Hintern treten. Ich weiß doch, warum dieser Mann anruft. Ehrlich gesagt hatte ich damit gerechnet. Oder jedenfalls hatte ich mit etwas in der Art gerechnet. Nicht unbedingt mit der *Times*, aber doch mit irgend so etwas.

«Sie wissen doch.» Er zögert. «Die Zeitung?»

«Ja, ich weiß, wer Sie sind.»

«Ich schreibe einen Artikel über Ihren Vater und würde mich gern einmal mit Ihnen zusammensetzen. Kann ich Sie zu einem Kaffee einladen?»

«Tut mir leid», sage ich erneut. Warum entschuldige ich mich ständig? Ich atme tief durch und versuche es noch einmal. «Ich habe nichts dazu zu sagen.»

«Chloe», sagt er.

«Dr. Davis.»

«*Dr. Davis*», wiederholt er und seufzt. «Der Jahrestag steht bevor. Zwanzig Jahre. Das wissen Sie sicher.»

«Natürlich weiß ich das», fahre ich ihn an. «Es ist zwanzig Jahre her, und nichts hat sich geändert. Die Mädchen sind noch immer tot, und mein Vater sitzt noch immer im Gefängnis. Warum sind Sie noch immer daran interessiert?»

Aaron schweigt, und ich weiß, ich habe schon zu viel gesagt. Ich habe diesen kranken Journalistentrieb bereits befriedigt, diesen Drang, bei anderen alte Wunden aufzureißen, kurz bevor sie verheilt gewesen wären. Jetzt hat er garantiert diesen metallischen Geschmack im Mund und will mehr, ein Hai, der vom Blut im Wasser angezogen wird.

«Aber Sie haben sich verändert», sagt er. «Sie und Ihr Bruder. Die Öffentlichkeit würde gern wissen, wie es Ihnen geht – wie Sie damit zurechtkommen.»

Ich verdrehe die Augen.

«Und Ihr Vater», fährt er fort. «Vielleicht hat er sich verändert. Haben Sie mit ihm gesprochen?»

«Ich habe meinem Vater nichts zu sagen. Und Ihnen auch nicht. Bitte rufen Sie nicht mehr hier an.»

Ich lege auf und knalle das Telefon heftiger als beabsichtigt auf die Station. Als ich den Blick senke, sehe ich, dass meine Hände zittern. Um sie zu beschäftigen, streiche ich mir das Haar hinters Ohr und sehe wieder zum Fenster, wo die Farbe des Himmels sich allmählich in ein tiefes Tintenblau verwandelt. Die Sonne sitzt auf dem Horizont wie eine Blase, die gleich platzt.

Schließlich drehe ich mich wieder zum Schreibtisch um, nehme meine Tasche, schiebe den Stuhl zurück und stehe auf. Ich sehe die Schreibtischlampe an, atme tief durch, dann schalte ich sie aus und gehe den ersten zitterigen Schritt in die Dunkelheit hinein.

KAPITEL DREI

Über den Tag verteilt wenden wir Frauen unbewusst viele subtile Strategien an, um uns zu schützen. Vor Schatten und unsichtbaren Räubern. Vor abschreckenden Beispielen und modernen Mythen. So subtil sogar, dass es uns selbst kaum bewusst ist.

Wir machen vor Einbruch der Dunkelheit Feierabend. Drücken mit einer Hand die Handtasche an die Brust und halten mit der anderen die Schlüssel wie eine Waffe, während wir zu unserem Auto gehen, das wir strategisch günstig unter einer Straßenlaterne geparkt haben für den Fall, dass wir es doch nicht schaffen, Feierabend zu machen, bevor es dunkel wird. Am Auto angekommen, sehen wir zuerst auf den Rücksitz, bevor wir die Fahrertür entriegeln. Wir halten das Telefon fest in der Hand, den Zeigefinger nur ein Wischen vom Notruf entfernt. Steigen ein. Verriegeln die Türen wieder. Trödeln nicht herum. Fahren zügig los.

Ich verlasse den Parkplatz neben meinem Praxisgebäude und fahre stadtauswärts. Als ich an einer roten Ampel halten muss, werfe ich einen Blick in den Rückspiegel – aus Gewohnheit vermutlich – und zucke zusammen. Ich sehe mitgenommen aus. Es ist schwül

draußen, so schwül, dass ein dünner Film meine Haut überzieht und mein normalerweise glattes braunes Haar sich an den Spitzen ein wenig gelockt hat, auf eine Art, wie es nur der Sommer in Louisiana fertigbringt.

Sommer in Louisiana.

Wie emotional aufgeladen diese Worte sind. Ich bin hier aufgewachsen. Nun ja, nicht direkt hier. Nicht in Baton Rouge. Aber in Louisiana. In einer kleinen Stadt namens Breaux Bridge – der Flusskrebshauptstadt der Welt. Auf diese Auszeichnung sind wir aus irgendeinem Grund stolz. So etwas verleiht einem ansonsten unbedeutenden Ort eine oberflächliche Bedeutung.

Breaux Bridge hat außerdem nicht einmal zehntausend Einwohner, was bedeutet, dass jeder jeden kennt. Und insbesondere kennt jeder mich.

Als ich jung war, lebte ich nur für den Sommer. Ich habe so viele Erinnerungen, die mit den Sümpfen verknüpft sind: Alligatoren suchen im Lake Martin und kreischen, wenn ich ihre wachsamen Augen in einem Algentepich lauern sah. Das Lachen meines Bruders, wenn wir wegrannten und dabei schrien: «*See ya later, alligator!*» Perücken aus Louisianamoos basteln, das in unserem Garten hing, und danach tagelang die Herbstmilben aus meinem Haar pflücken und klaren Nagellack

auf die juckenden roten Quaddeln auf der Haut streichen. Mit einer Drehung den Schwanz eines frisch gekochten Krebses abziehen und den Kopf aussaugen.

Aber die Erinnerungen an den Sommer bringen auch Erinnerungen an Angst mit sich.

Ich war zwölf, als die Mädchen verschwanden. Mädchen, die kaum älter waren als ich. Das war im Juli 1999, und anfangs zeichnete sich nur ein weiterer heißer, schwüler Sommer in Louisiana ab.

Bis er das eines Tages nicht mehr war.

Ich weiß noch, wie ich frühmorgens in die Küche kam und mir den Schlaf aus den Augen rieb. Meine mintgrüne Decke schleifte hinter mir über den Linoleumboden. Mit dieser Decke hatte ich schon als Baby geschlafen. Als ich meine Eltern dicht nebeneinander vor dem Fernseher sitzen und besorgt miteinander flüstern sah, zwirbelte ich den Stoff zwischen den Fingern, ein nervöser Tic von mir; die Kanten der Decke waren schon ganz ausgefranst.

«Was ist denn los?»

Sie drehten sich um und rissen die Augen auf, als sie mich sahen. Dann schalteten sie den Fernseher aus, ehe ich etwas sehen konnte.

Dachten sie jedenfalls.

«Ach, Liebes», sagte mein Vater, kam zu mir und umarmte mich fester als sonst. «Nichts ist los, Liebling.»

Aber es war nicht nichts. Schon da wusste ich, dass es nicht nichts war. Die ungewöhnlich feste Umarmung meines Vaters, die bebende Unterlippe meiner Mutter, als sie sich zum Fenster umdrehte – genauso wie Lacey's Lippe heute Nachmittag bebte, als sie sich zwang, sich einzugestehen, was sie längst gewusst hatte. Was sie zu verdrängen, zu leugnen versucht hatte. Ich hatte einen kurzen Blick auf die leuchtend rote Schlagzeile am unteren Bildschirmrand erhascht, und sie hatte sich mir bereits ins Gedächtnis gebrannt, eine Ansammlung von Worten, die das Leben, wie ich es bisher gekannt hatte, für immer verändern sollte.

MÄDCHEN AUS BREAUx BRIDGE VERSCHWUNDEN

Wenn man zwölf ist, hat MÄDCHEN VERSCHWUNDEN nicht die gleiche unheilvolle Bedeutung, die es hat, wenn man älter ist. Man denkt nicht automatisch an das Allerschlimmste: Entführung, Vergewaltigung, Mord. Ich weiß noch, dass ich dachte: Wo denn verschwunden? Vielleicht hatte sie sich ja verirrt. Das Haus meiner Familie stand auf einem über vier Hektar großen

Grundstück; ich hatte mich schon oft verirrt, wenn ich im Sumpf auf Krötenfang ging oder die unerforschten Waldstücke erkundete, meinen Namen in irgendeinen Baumstamm ritzte oder aus moosbewachsenen Stöcken Festungen baute. Einmal war ich sogar in einer kleinen Höhle stecken geblieben, dem Bau irgendeines Tiers, dessen unregelmäßiger Eingang zugleich furchteinflößend und verlockend war. Ich weiß noch, wie mein Bruder mir ein altes Seil um den Knöchel band, während ich flach auf dem Bauch lag und mich dann in die kalte, dunkle Leere hineinwand, zwischen den Lippen eine Schlüsselanhänger-Taschenlampe; wie ich mich ganz verschlingen ließ von der Dunkelheit, immer tiefer hineinkroch – und schließlich blankes Entsetzen, als ich merkte, dass ich feststeckte. Als ich im Fernsehen die Bilder von der Suchmannschaft sah, die dichtes Unterholz durchkämmte und durch die Sümpfe watete, fragte ich mich daher unwillkürlich, was passieren würde, falls ich jemals «verschwinden» würde. Ob die Leute nach mir genauso suchen würden wie jetzt nach diesem Mädchen.

Die taucht schon wieder auf, dachte ich. Und dann ist es ihr bestimmt peinlich, dass man ihretwegen so einen Aufstand gemacht hat.

Doch sie tauchte nicht wieder auf. Und drei Wochen später verschwand ein weiteres Mädchen.

Vier Wochen danach noch eines.

Am Ende des Sommers waren sechs Mädchen verschwunden. Am einen Tag waren sie noch da, und am nächsten – weg. Spurlos verschwunden.

Nun sind sechs verschwundene Mädchen immer sechs zu viel, aber Breaux Bridge ist so klein, dass eine auffällige Lücke im Klassenzimmer entsteht, wenn nur ein Kind die Schule verlässt, oder es merklich stiller in einem Wohnviertel wird, wenn eine einzige Familie wegzieht. Für eine so kleine Stadt waren sechs vermisste Mädchen eine fast unerträgliche Zerreißprobe. Ihre Abwesenheit war unmöglich zu ignorieren; sie war etwas Böses, das am Himmel über uns hing wie ein aufziehendes Unwetter, das man in den Knochen spürt. Man konnte es spüren, schmecken, in den Augen jedes Menschen lesen, dem man begegnete. Tiefes Misstrauen herrschte in unserer sonst so vertrauensseligen Stadt, ein Argwohn, der sich nicht mehr abschütteln ließ. Uns alle beschäftigte dieselbe unausgesprochene Frage.

Wer ist die Nächste?

Ausgangssperren wurden verhängt; Geschäfte und Restaurants schlossen bei Einbruch der Dunkelheit. Wie

allen anderen Mädchen in der Stadt war es auch mir verboten, im Dunkeln draußen zu sein. Sogar tagsüber spürte ich das Böse hinter jeder Ecke lauern. Das beklemmende Vorgefühl, dass ich es sein würde – dass *ich* die Nächste sein würde –, war immer da, immer präsent.

«Dir passiert schon nichts, Chloe. Du hast keinen Grund, dir Sorgen zu machen.»

Ich weiß noch, wie mein Bruder an diesem Morgen seinen Rucksack aufsetzte und sich für das Ferienlager fertig machte; ich weinte wieder, ich hatte Angst, das Haus zu verlassen.

«Sie hat sehr wohl Grund, sich Sorgen zu machen, Cooper. Das ist eine ernste Sache.»

«Chloe ist zu jung. Sie ist erst zwölf. Er mag Teenager, schon vergessen?»

«Cooper, bitte.»

Meine Mutter ging in die Hocke, sah mir in die Augen und strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr.

«Es ist eine ernste Sache, Schatz, aber sei einfach vorsichtig. Sei wachsam.»

«Steig nicht zu Fremden ins Auto», sagte Cooper und seufzte. «Geh nicht allein durch dunkle Gassen. Es ist alles ziemlich logisch, Chlo. Stell dich einfach nicht dumm an.»

«Diese Mädchen haben sich nicht dumm angestellt», fuhr meine Mutter ihn an, leise, aber in scharfem Ton. «Sie hatten Pech. Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort.»

Ich biege in mein Wohnviertel ein, den Garden District, und beginne die meilenlange Fahrt die Straße entlang, auf der ich immer mein Orientierungsvermögen verliere, in etwa so wie Taucher, stelle ich mir vor, wenn völlige Dunkelheit sie umgibt, eine Dunkelheit, die so undurchdringlich ist, dass man die Hand vor Augen nicht mehr sieht.

Jeglicher Orientierungssinn – dahin. Jedes Gefühl von Kontrolle – dahin.

Ohne Häuser, die Licht auf die Straße werfen, oder Scheinwerfer, die die verdrehten Arme der Bäume am Straßenrand beleuchten, hat man auf dieser Straße nach Sonnenuntergang das Gefühl, mitten hinein in eine Tintenpfütze zu fahren, in einem gewaltigen Nichts zu verschwinden, in ein bodenloses Loch zu fallen.

Ich halte den Atem an und drücke das Gaspedal noch ein Stückchen weiter durch.

Endlich spüre ich, dass meine Abzweigung naht. Obwohl hinter mir niemand ist, nur tiefe Schwärze, setze ich den Blinker und biege in unsere Sackgasse ab. Als ich

die erste Straßenlaterne passiere, die mir die Straße nach Hause zeigt, atme ich erleichtert aus.

Zuhause.

Auch dieses Wort ist emotional aufgeladen. Ein Zuhause ist nicht nur ein Haus, eine Ansammlung von Ziegelsteinen und Brettern, die von Mörtel und Nägeln zusammengehalten wird. Es ist etwas Emotionaleres. Ein Zuhause bedeutet Sicherheit und Schutz. Es ist der Ort, den man aufsucht, wenn es neun Uhr schlägt und die Sperrstunde beginnt.

Aber was ist, wenn ein Zuhause keine Sicherheit und keinen Schutz mehr bietet?

Was ist, wenn die ausgestreckten Arme, in die man sich auf der Treppe vor dem Haus stürzt, eben die Arme sind, vor denen man davonrennen sollte? Wenn sie demjenigen gehören, der diese armen Mädchen gepackt, ihnen den Hals zugedrückt, ihre Leichen vergraben und sich dann die Hände gewaschen hat?

Was ist, wenn Zuhause der Ort ist, an dem alles begann? Das Epizentrum des Erdbebens, das die Stadt bis ins Mark erschütterte? Das Auge des Hurrikans, der Familien, Menschenleben, dich zerriss? Alles, was du gekannt hattest?

Was dann?



STACY WILLINGHAM

studierte Journalismus an der University of Georgia, erwarb einen MFA am Savannah College of Art & Design und arbeitete als Werbetexterin und Markenstrategin, bevor sie beschloss, sich ganz dem Schreiben zu widmen. Ihr Debütroman «Das siebte Mädchen» erscheint in 27 Ländern und wurde sofort ein New-York-Times-Bestseller. Die Filmrechte erwarb die Produktionsfirma von Oscarpreisträgerin Emma Stone, die auch die Hauptrolle in der geplanten HBO-Serie spielen wird. Stacy Willingham lebt mit ihrem Mann in Charleston, South Carolina.

«Hoch spannend, voller überraschender Wendungen, bedrohlich. «Das siebte Mädchen» reißt einen vom Hocker!» **VAL MCDERMID**



448 Seiten, 13,00 € (D) / 13,40 € (A)